

Saat und Ernte

Ein Mann gab seinen Kindern eine zweite Mutter. Die junge Frau, die eine harte, lieblose Kindheit im Waisenhaus verbracht hatte, kam voll Dankbarkeit, ein Heim gefunden zu haben, nur ein wenig bange vor dem Einfluß, der noch von den mütterlichen Verwandten der Kinder ins Haus kam.

Aber auch vor den Kindern war ihr ein wenig bange. Denn sie war einer jener unsicheren Menschen, deren Leben von der Kindheit überschattet war und die nie so recht hatten Kinder sein dürfen: sie überschätzte Kinder, sie sah sie reifer, als sie waren, und küßte sich ihnen gegenüber mehrwärtig unsicher und unterlegen. Es war nun richtig, daß das ältere der beiden Kinder, ein frühreifes zehnjähriges Mädchen, ihr nach Kinderart ein wenig spröde und mißtrauisch entgegenkam. Aber damals hätte sie das Kind noch leicht zu sich herüber ziehen können.

Sie war jedoch nicht unbefangen genug, die wirklich gefährdete Stellung des Kindes zwischen zwei Lagern zu begreifen und ihm darin zu helfen.

Denn das Kind hätte kein Kind sein müssen, um sich nicht in dem Gefühl von Wichtigkeit, das man seinem Wohlbestehen zumah, zu sonnen. Es hörte die ängstlich besorgten Fragen seiner Verwandten, und fing an, die junge Frau, die der Vater ins Haus gebracht, daraufhin zu beobachten.

Aus kleinen kindlichen Unarten wurden dann tragische Verwicklungen. So kam das kleine Mädchen einmal zu den Verwandten, es wurde gut behandelt und zeigte seine Freude darüber so überschwänglich, daß es sich anhörte, als käme dieses Kind zu Hause kaum satt, viel weniger einmal ein feiertägiges Essen. Die Verwandten waren aufgestört und schidten eine Abordnung an die junge Frau, um taktvoll anzufragen, wie sie es mit der Verpflegung der Kinder halte: eine Erkundigung, die der Natur der Sache nach nicht taktvoll ausfallen konnte. Die junge Stiefmutter war tief verleßt.

Trotzdem wäre noch vielleicht alles in eine glatte Bahn gekommen, wäre nicht ihr seltsames Verhältnis zu dem jüngeren Kinde gewesen. Es war ein einjähriges Mädchen, bei dessen Geburt die Mutter gestorben war — ein bläuliches, gartes Geschöpfchen, das nicht recht gedeihen wollte.

Die junge Frau hatte bisher nie in ihrem Leben mit so kleinen Kindern zu tun gehabt. Und das, was sonst Schicksal der Frauen an dem eigenen Kinde zu erleben vorbehält: die Erfahrung, wie ein junger Mensch wächst, wie dieses heimhaft verschlossene Leben einfalet, das erfährt die junge Frau zum erstenmal an einem fremden Kinde, während in ihrem eigenen Schoß schon ein neues Leben zu keimen begann.

Seltam wurde nun dieses Widerspiel von innen und außen, dieses innere Strömen eines neuen Lebens, während es außen schon Form und Gestalt gewonnen hatte und in seiner süßen Reife dem dumpfen inneren Wachstum uran-eilte. Möglich, daß dieses Kind niemals vorher in richtige Hände gekommen war, möglich, daß es in seiner ungeborenen Zustimmigkeit in

der Wärme der jungen Frau, in Geruch und Regung ihres Leibes das Mütterliche heraus-spürte: es klammerte sich mit seiner kleinen Seele an die neue Mutter und fing an, sich unter ihren Händen wunderbar zu einfalet. Die zarten Glieder rundeten sich, wurden kräftiger, die Wangen belamen Farbe und in die dumpfen Augen kam Licht und Glanz. Es lernte sich aufrichten, bewegen, lernte die kleinen Lippen zu Worten formen. Die junge Frau nahm entzückt dieses Geschenk entgegen.

Dieses Kind wurde ihr in zwiesfadem Sinne zu eigen: einmal, weil sie ihm neues Leben eingehaucht hatte. Und dann, weil in ihm das, was sie im dämmerhaften In-sich-Hinein-schauen, im Wünschen, Hoffen und Warten erträumte, frühzeitig Leben und Gestalt gewann.

Als ihr eigenes Kind geboren war, änderte sich eigentlich nichts an der Stellung ihres Stief-töchterleins. Sie hatte es so tief in sich hinein-verleibt, das es ihr erstgeborenes blieb.

Als ihr eigenes Töchterchen zehn Monate alt war, erkrankte ihr Liebling an einer schweren Erkältungskrankheit. Arzt und Vater rieten zur Spitalpflege, um das andere nicht zu gefährden. Und plötzlich erschienen auch die mütterlichen Verwandten und forberten, als sei es die selbstverständlichste Sache von der Welt, als hätte nichts sich ereignet, um ihre größeren Rechte an das Kind aufzuheben, die Herausgabe des Kindes. Sie wollten es in Pflege nehmen. Mit blutendem Herzen mußte sich die junge Frau fügen.

Sie hat ihren Liebling nie wieder gesehen. Er starb dort in fremden Händen.

Ueber diese Erfahrung kam die junge Mutter nie wieder hinweg. Sie machte die Kluft zwischen ihr und den Verwandten der Kinder zu einer unüberbrückbaren. Und zu dieser Sippe gehörte auch das ältere Mädchen, das ihr als kleine Spionin ins Haus gesetzt schien, das lebte, während ihr Liebling sterben mußte.

Menschen im engen Zusammenleben können einander viel antun. Diese beiden taten einander viel an. Die Ehe ging fast darüber in Brüche, denn der Vater, ein männlicher Mann, stellte sich in diesen Konflikten häufig auf die Seite desjenigen, der ihm als der Schwächere erschien: des Kindes.

Als das Mädchen fünfzehn Jahre alt war, gab es den Kampf auf und ging für immer aus dem Haus. Es zog in die Großstadt. Die Spannungen hörten deswegen nicht völlig auf, auch wenn sie über größere Wellen gingen.

Das junge Mädchen begann sein Frauen-leben frühzeitig. Aber es war nicht geschüht und umhert und verlief darum nicht in so reinlichen geordneten Bahnen wie das der Stiefmutter. Und die Stiefmutter war es, die am wenigsten Verständnis dafür hatte, die ihr die Schwande, die sie über die Familie gebracht, nicht vergab.

Später erst, als sie beide reife Frauen waren, hatten sich die Härten zwischen ihnen ein wenig abgeschliffen. Die Tochter kam manchmal ins Haus, brachte den Stiefgeschwistern Geschenke, und die zwei Frauen verkehrten in kühl-freundlichem Tone miteinander.

Dann kam eine Zeit, da wandelte sich die

Lage von Grund aus. Die Mutter wurde in ihren Matronenjahren von einer tödlichen Krankheit befallen. Sie, die der Mittelpunkt des Hauses war, die alles in seinem Wärme-kreis gefangen hielt, sie wurde nun der hilf-loseste Teil. Der Kreis zerfiel. Ihre Töchter, nervöse junge Frauen, waren unbeholfen und reizbar an ihrem Krankenlager.

Da wurde die Stieftochter ins Haus ge-rufen, jetzt lehnte sie zurück und übernahm ruhig und umsichtig die Pflege. In ihrer freundschaftlich-bereiten Art, immer gegenwärtig, wurde nun sie der Punkt, von dem Wärme und Leben ausstrahlte. Die Kranke gab sich ganz in ihre Hände. Sie wurde nur ruhig, wenn sie sie in ihrer Käse wußte, und klammerte sich in ihren Todeskämpfen an sie.

Und einmal in einer Nacht, als die Stief-tochter wieder die Nachtwache übernommen hatte, gefellte sich eine der jungen Töchter zu ihr — ihr Mann hatte sie so ärrlich in den Lehn-stuhl eingepackt, damit sie später die Stief-schwester ablösen könne — und sagte: „Ach kann mich eigentlich gar nicht mehr erinnern, daß du einmal bei uns warst, Lisa, ich muß noch sehr klein gewesen sein.“

„Du warst noch gar nicht auf der Welt!“ sagte die ältere lächelnd, „denn ich war fünf-zehn Jahre alt, als ich aus dem Hause ging.“ „Fünfzehn Jahre?“ sagte die andere erschrocken, „da warst du doch noch ein halbes Kind! Warum bist du so jung von zu Hause fortgegangen?“

Die Schwester schwieg eine Weile. Dann sagte sie ruhig: „Ach weiß es nicht mehr.“

Aber sie wußte es natürlich noch sehr gut. Sie wußte, wie es begonnen, und daß die Frau, die hier schwer aufatmend und kämpfend in Bette lag, die Mutter dieses schönen, verwöhnten Leibes, ihr vollgerüstet Maß Schuld daran hatte. Sie hatte sie heimatlos gemacht, und sie war sich dessen auch immer bewußt gewesen. Und in jüngeren Jahren, als das Leben sie unter Wasser hielt, als es Schande und Qual über sie häufte, da hatte sie nicht aufgehört, mit Haß an diese Frau zu denken, die dazu beigetragen hatte, ihr Leben zu zerstören, und hatte gelüchelt, das Schicksal möchte es ihr mit gleicher Münze vergelten.

Aber nun, nach einem langen, bewegten Leben, in der Stille dieser Nacht, erschien ihr das alles plötzlich bedeutungslos. Und es war keineswegs ein Gefühl von Vergebung und Ver-söhnung, das sie dazu bestimmte.

Sondern zwischen ihr und ihrer trüben Kindheit hatte sich längst das ganze, breite Leben dazwischen gedrängt, hatte den dunklen Kern der Schuld, den die Stiefmutter hingu-gefügt, längst aufgelöst und zu zerfetzen be-gonnen. Sie hatte so viel gegeben, so viel er-fahren, so viele Menschenchicksale an sich vor-übergeleitet gesehen. War es nun die Vielzahl, daß ihr das einzelne bedeutungsloser erschien, oder hatte sie halbunbewußt die dunklen Fäden ahnen gelernt, an welchen auch der hing, der Leben oder Fluch auszuteilen schien? ... Das Bild der Mutter, früher so mächtig, überschat-tend an den Anfang ihrer Welt gelebt, hatte sich

längst grau und gleichmäßig eingefügt in die unglühigen Reihen von Menschenbildern, die an ihrem Bild vorübergezogen waren. Und ihr eigenes Schicksal hatte längst allen Anstrich eines Besonderen verloren und sich ebenso grau und gleichmäßig eingefügt in das der Masse.

Und so kam es, daß jetzt in der Stille dieser Nacht, an diesem Bett, sie auf die Frage,

wo ihr Leben seinen letzten Ausgang genommen, mit ruhigem Herzen antworten konnte: Ich weiß es nicht. Daß sie aus diesen welken Händen, die unruhig auf der Decke herumirrierten, die Schuld nahm, die ihr Leben überschattet hatte, und diesen Schatten ins Unerklärbare, Undeutbare vertwieß, das dem menschlichen Lese verhasst ist . . .

A. J.

Die Ratte / Von Max Barth

Die Hütte auf dem Spechtshoden war eigentlich eine gewöhnliche Holzhanerbude und gehörte dem Forstamt, das sie uns nur vermietet hatte. Ich zog im Herbst für eine Weile hinauf mit Schreibmaschine, einem halben Beniner Papier, viel Tabak und wenig Geld. Es war sehr schön, elfshundert Meter über dem Meer, vor der Hütte ein schmales, tiefes Tal mit heller Straße und breiter liegenden breitdachigen Bauernhöfen, hinter ihr die Wälder, tief, still und fast unwaldhaft. Und die Ruhe des Alleinseins.

Wenn ich Lebensmittel brauchte, ging ich über den Berg ins Dorf. Sonst lag ich in der Sonne, kochte mit mein Essen, schrieb mein Zeug vor mich hin. Umgang hatte ich wenig. Ab und zu eine Ringelnatter oder Kreuzotter, ein großer Schwärzpecht, der eine oder andere Burschpecht, ein paar Hasen, ein Reh, Bussarde, ein Haas an der nahen Quelle und so weiter: das waren so die Nachbarn. An Menschen bekam ich erfreulich wenig zu sehen. Einmal kam für ein paar Tage Jngge zu Besuch, was auf den Speisetzettel und die Qualität der Gerichte sehr günstig wirkte. Selten passierte ein Tourist die Hütte. Zwei sehr verdächtigt aussehende Burschen schauten eines Tages herein; sie sahen ziemlich unheimlich aus, aber ich hatte gerade Holz gespalten und die Art in der Hand und machte mir nichts draus. Sie gingen fort; es war am Vormittag. Ich sah den ganzen Tag nichts mehr von ihnen, und auch in der Nacht kamen sie nicht. Immerhin hatte ich sicherheits halber die Art neben mir auf der Britische liegen, während ich schlief. Dann kam auch ein norddeutsches älteres Ehepaar. Sie steckten erst den Kopf zum Fenster herein, dann gingen sie um die Hütte herum und kamen einfach herein und schauten sich den Raum und die Sachen und mich an. Als sie die Schreibmaschine entdeckten und die herumliegenden Papiere, verdrückten sie sich wieder. Daß man sich entschuldigen könnte, fiel ihnen offenbar nicht ein. Vielleicht geht man bei ihnen zu Hause einfach so in die Stube fremder Leute, gafft sich satt und zieht ab — ich weiß das nicht. Und schließlich wurde ich eines Morgens durch die Unterhaltung einiger Waldarbeiter und Frauen geweckt, die vor dem Haus um den Tisch saßen und Schwarzbrot und Speck aßen. Sie blieben den Tag über in der Nähe der Hütte und legten um die Spitzen der jungen Tannen kleine, mit Zaden versehene Blechringe zur Abwehr äsenber Rehe. Mittags kochten sie sich auf meinem Herd ihre Suppe.

Dann hatte ich noch einen Untermieter: die Ratte. Sie schien allein zu sein, ein Junges, wenigstens habe ich nie ein weiteres Familienmitglied zu sehen bekommen. Es war ein strammer Kerl in den besten Jahren, feist, kräftig, selbstbewußt. Seine Antwesenheit machte sich mir zuerst nachts bemerkbar. Unter der Britische — sie war breit und durchzog die Hütte von Wand zu Wand; es konnten gut neun Mann nebeneinander bennen; wenn wir mehr waren, mußten wir uns eben schichtweise übereinanderhiapeln — unter der Britische polterte es. Es lagen Holzstücke, Papierfäuel und anderes Zeug dort; das wurde von einer

Edel in die andere geschleppt und getrudelt. Offenbar eine muntere Persönlichkeit, die sich da vergnügte. Die Ratte natürlich. Ich hörte nicht nur die Holzstücke klappern, die Papiere rascheln; ich hörte auch die Ratte selbst. Ich weiß nicht, ob diese Gattung auf den Strallen marschiert; auf alle Fälle klang es, als ob sie Hufe hätte. Sie trampelte, kurz gesagt. Es war eben keine feine städtische, sondern eine pöbelhafte Bauernratte.

Das Poltern störte mich. Aber schließlich schlief ich doch ein. Ich bekam das Vieh zunächst nicht zu Gesicht. Aber wenn ich von draußen kam, war mein Brot oder der Käse angegriffen, sojert ich sie nicht in den mit Draht vergitterten Schrank gelegt hatte. Nachts: Kadaver unter der Britische. Es störte mich schon nicht mehr; ich hatte mich daran gewöhnt.

Eines Nachmittags erschien sie plötzlich, während ich am Tisch saß. Sie kam in der Nähe des Schranks aus der Holzwand und ging auf einem Wandbrett zu einer großen gelben Birne. Ihr nackter, fleischiger Schwanz war mindestens zwanzig Zentimeter lang. Als ich nach einiger Zeit aufstand, zog sie ab. Die angegragte Birne ließ ich liegen; ich esse nichts Angebissenes.

Von da ab kam sie öfters. Die Birne verschwand; andere Freßbarkeiten gleichfalls. Wenn ich mich ihr drohend näherte, ließ sie Pfoten und Strallen vom Fraß, schaute mich einen Moment fest an und ging dann fort. Zu sagen, sie floh, würde heißen, einen aufrechten Gegner verleumden. Sie floh nicht; sie ging einfach weg, nach Hause. So, wie wenn sie sagen wollte: „Nun packt's ihm schon wieder nicht! Na, dann nicht!“ Beim Weggehen ließ sie ihren nackten, graubraunen Schwanz verächtlich hinter sich herherschleifen. Er hing über das Brett herab, herausfordernd, als kummere sie sich überhaupt nicht um ihn und darum, ob ich ihn etwa packte und ausrisse. Es sollte mich ärgern, und ich ärgerte mich auch.

Ich schlief nicht mehr sofort ein. Während die Ratte unter meiner Britische trampelte und stampfte und klappernd von einer Ecke in die andere schob, mit allen möglichen Dingen herumspielte, aber nur mit solchen, die Lärm machten, lag ich wach und war wütend. Ich brütete Rache. Und um mehr Grund zu haben, ihr was anzutun, erinnerte ich mich an alles Böse, was man über Ratten weiß: daß sie alles aufessen, was Menschen auch gern essen, daß sie die Pest und andere ansteckende Dinge übertragen, daß sie schon schlafende Kinder ansgar aufgefressen haben. Ich begann um mich besorgt zu werden: ich habe einen festen Schlaf, und wenn die Ratte nachts hergeht und anfängt an mir herumzunagen! Bis ich was merkte, kann die halbe Pech weg sein.

Schließlich machte ich konkrete Pläne. Ich schnitt ein halbes Duzend Brotkrümchen, so groß wie ein Daumenknägel, und reinigte meine Pfeifen. Ich hatte gelesen, daß Nikotin ein schweres Gift ist und daß ganz wenig genügt, einen Menschen zu töten. Eine Ratte mußte man mit fast nichts umbringen können. Ich bestrich die Brotkrümchen mit Butter und

schmierte den breiigen Saft aus den Pfeifen darauf. Bevor ich das Licht löschte, legte ich die Giftbrote schön aufs Wandbrett, an den Aumarstschweg der Ratte.

Am anderen Morgen waren sie alle gefressen. Ich sagte mir: die bist du los, die Ratte nämlich. Als ich nachmittags aus dem Wald zurückkam, saß sie auf dem Tisch und fraß am Speck.

Einen Tag lang brütete ich andere Methoden aus. Zuletzt entschloß ich mich zu einem teuflischen Verfahren. Als Licht diente mir eine Karbidlampe. Man weiß, wie Karbid funktioniert: wenn es feucht wird, schäumt es, entwickelt Gas und wird dabei heiß. Ich beschloß, der Ratte ein Loch in den Bauch zu brennen. Von innen her.

Also machte ich einen Teig aus wenig Wasser, viel Mehl, Butter, Jafersflocken, Grieß, kurzum, aus lauter Dingen, die Ratten lieben. Ich ging vor die Hütte und zerklopfte auf einem Stein mit dem Rücken der Art einige Broden Karbid. Es wurde kein feines Mehl, aber immerhin eine Art Grieß. Ich knetete ihn unter den vorbereiteten Teig. Es stank zuerst ein wenig, weil ein Teil des Karbids sich in der Feuchtigkeit auflöste; aber im großen ganzen hielt sich der Stoff intact. Er sollte ja erst im Bauch der Ratte von der Magenflüssigkeit gerjest und erhitzt werden.

Es war ein Knödel, so groß wie ein Pfeifenkopf. Ich lauerte, als es dunkel war, bis die Ratte erschien. Endlich war sie da; ich merkte es, als der Kloß anfang heranzurollen und zwar ziemlich laut. Er war im Lauf des Tages angeetrodnet und fest geworden. Er wurde durch die ganze Hütte gekugelt; offenbar machte es dem Vieh Spaß, damit zu spielen. Schließlich hörte das Herumtollern auf, und ich hörte, wie die Ratte an ihrem Knödel herumnagte und dabei ab und zu ein schwaches Gurgeln ausstieß. Den Ausgang wartete ich nicht ab; ich schlief ein. Am anderen Morgen war der Giftkloß verschwunden; offenbar hatte das Vieh ihn aufgefressen.

Meine Hoffnung, daß es ihm schlecht bekommen sei, frog. Am Nachmittag erschien das Tier wie gewöhnlich zu Besuch.

Ich überlegte andere Wege, fand aber keine. Da ich außerdem mein Mittel doch für wirksam hielt, verfertigte ich sofort einen zweiten Knödel. Er wurde faustgroß; der Prozent saß des Karbids war darin doppelt bis dreimal so stark wie im ersten. Ich setzte alle Hoffnung auf mein Produkt.

Der Abend kam; die Ratte marschierte an, spielte, polterte mit ihrem Kloß, stampfte mit den Hufen, wurde des Spiels müde und begann zu essen. Ich hörte sie geradezu schmazen.

Morgens lag der halbe Knödel unter der Britische. Endlich hatte das Mittel gewirkt; die starke Dosis hatte dem Vieh den Rest gegeben; ich hatte gesiegt. Die Ratte hatte mitten im Fressen aufhören müssen, weil ihr Bauch angefangen hatte, zu brennen. Sie war weggegangen, hatte sich fortgeschleppt, um in ihrem Loch zu verenden. Sie tat mir eigentlich leid; es war ein gräßlicher Tod, und ich war im Grunde ein Tierquäler. Aber jeder ist sich selbst der Nächste, und man bedient sich der Mittel, die man eben hat. Ich legte mich ohne Bewußtseinsbisse schlafen.

Am anderen Morgen war auch die andere Hälfte des Knödels aufgefressen. Ich habe keine Giftlöcher mehr zubereitet. Ich ab meine Butter und meinen Grieß selbst und verwendete das Karbid nur noch für die Lampe. Ich fand mich mit der Ratte ab; sie hatte gesiegt.

Briefe an die „Times“

Von Peer John (London)

Die Briefe, die die Engländer an ihre Zeitungen schreiben, sind ein wichtiges Element in der Bildung und Manifestierung der öffentlichen Meinung des Landes, eine der Komponenten im Mechanismus der britischen Demokratie. Sie registrieren die politische Stimmung der Wählerschaft und sie beeinflussen nicht selten die politischen Entscheidungen selbst. Auch in den ausgesprochenen Parteizeitungen steht die Briefkolumne immer auch der Gegenmeinung offen und in den großen politischen Tageszeitungen, dem „Daily Telegraph“ etwa oder dem „Manchester Guardian“, und den Wochenblättern vom Typus des „New Statesman“ entfacht jede wichtige Frage spannende Briefdiskussionen, an denen die besten Köpfe des Landes teilnehmen. Und noch die kleinsten Lokalzeitungen und Vereinsblätter haben ihre Briefkolumne, in der die schweigsamen Engländer redselig werden, nicht — oder doch nur ausnahmsweise — um sich reden zu hören, nicht — oder doch nur ausnahmsweise — um ihren Namen gedruckt zu lesen (ein großer Teil der Buchschriften erscheint pseudonym), sondern um das ihre beizutragen zu dem, was sie trotz allen und scharfen Gegenfassen als die Gemeinschaft des englischen öffentlichen Lebens empfinden.

Von allen englischen Zeitungsbriefen aber halten die Briefe an die „Times“, das führende Blatt des britischen Bürgerturns, einen besonderen Rang. Briefe an die „Times“ haben Geschichte gemacht. Briefe an die „Times“ werden nicht nur im ganzen politischen England, sondern auch auf den ausländischen Gesandtschaften und in den fremden Staatskanzleien aufmerksam gelesen.

Vor kurzem ist ein Buch erschienen, das eine Auswahl der in den 150 Jahren ihres Bestandes in den „Times“ veröffentlichten Briefe enthält („Dear Sir“, edited by Douglas Woodruff). Es sind nicht die Briefe, die Geschichte gemacht haben; es sind Briefe, die Klugheit machen werden. Der Akzent liegt auf Kultur. Die soziale und intellektuelle Oberschicht des Landes bearbeitet hier — ernst und spielerisch, pietätvoll und kritisch, gelehrt und ironisch — das reichste Kulturerbe, das die bürgerliche Geschichtsepoche hervorgebracht hat, konserviert es, restauriert es, reformiert es, revolutioniert es — bildet es organisch weiter. Sprache und Erziehung, Literatur und Geschichte, Mode und Hygiene sind die beliebtesten, aber keineswegs die einzigen Themen. Besonders interessant ist es, im Wan-

del der Zeiten den geistigen Durchbruch des Neuen und seine harmonische Einordnung in das lebendig gebliebene Alte zu beobachten.

Ungroßväter- und Großväterprobleme

Die beiden ältesten Briefe sind bereits in Nr. 2 der „Times“, die damals noch — drei Jahre lang — „The Daily Universal Register“ hieß, am 2. Jänner 1785 erschienen. Der erste ist weniger durch sein Thema als durch seine wortreiche und gestielte Form bemerkenswert und handelt mit vielen mythologischen Reminiszzenzen über das „Erinken von Noahs“, das ganz im Geiste der zwischen Kofoko und Aufklärung schwankenden Zeit — als eine „leichte und angenehme Art der Erziehung und Erwerbung von Wissen“ empfohlen wird. Der andere Brief, ebenfalls weißschweifig und nicht ohne Berufung auf Cicero, aber beschäftigt sich schon mit einem der großen Probleme der im Werden begriffenen englischen Demokratie, dem Mißbrauch des lebenswichtigen Volksrechts auf Kritik an der Regierung durch „pöbelhafte Zeitungen“, durch die Revolberpresse, wie wir heute sagen würden. Der Diktator, der sich, klassisch natürlich, „Publicola“ nennt, hält es für ein gesundes Staatsleben für erforderlich, daß die Nation als eine Art Jury ständig über die Minister und ihr Verhalten zu Gericht sitze; aber eben darum müsse es ein faires Gerichtsverfahren geben, verlässliche Zeugen, exakte Beweise; die „Söhne der Verleumdung“ hätten freilich kein so leichtes Spiel, wenn sie nicht von jenen Großen gedeckt würden, in deren Dienst sie verleumdend, und so appelliert Publicola an die Regierung, ein Exempel an ihren eigenen Kreaturen zu statuieren, an jenen „infamen Scribblern“, die den guten Ruf der Regierungsgegner beschmutzen. Wir bezweifeln, ob dieser frühe „Times“-Brief unmittelbare Wirkung hatte, aber man weiß, daß die englische Demokratie mit dieser Kritikankunft jeder jungen Freiheit fertiggekommen ist.

Spätere und doch noch frühe Briefe behandeln in buntem Wechsel Theaterfragen, die Statue des Herzogs von Wellington, tolle Hunde und unziemliche Fährleute auf der Themse, die sich nicht an ihre Faren halten. 1811 beklagte sich ein Gentleman über die zunehmenden Einbrüche und Taschendiebstähle und führt sie auf die Abschaffung der Todesstrafe für Diebstähle zurück. In den dreißiger Jahren beginnt die soziale Frage zu kummulieren. Ein

wohlmeinender Korrespondent empfiehlt die Einführung einer Halbschilling-Münze im Interesse der Armen, die Brot, Kohle und Zucker nur in so kleinen Quantitäten kaufen können, daß ihnen bei jedem Einkauf ein uneinsbringlicher Halbschilling-Mess und im Tage etwa ein halber Penny verloren geht — ein gewichtiger Betrag schon für die unzähligen Paupers jener Tage. Ernter ist ein von fittlichem Kathos getragener Protest gegen die Greuel der Kinderarbeit in den Fabriken, die damals ungehemmt grassierte, und recht interessant ein Brief gegen die „neue Mode“, an den Häusern des Adels und der Gentry zwei Glodensüge anzubringen, einen für „Besucher“ und einen für die „Dienerschaft“, „ein Beispiel aristokratischer Arroganz, übel angebracht in diesem Zeitalter“.

Nachkriegszeit

Die meisten der Briefe der Sammlung aber stammen aus unseren eigenen Tagen. Die Nachkriegszeit spricht aus ihnen und die stürmische kulturelle Neugestaltung, die sie auch in England mit sich gebracht hat. Es kann nicht fehlen, daß sich in den Spalten der „Times“ eine lange Debatte über die neue Jugend entspinnt. Ein „Beobachter in mittleren Jahren“ leitet sie mit mildem Tadel der schlechten Manieren und mangelnden Konventionen der neuen Generation ein. Ihm antwortet in Tönen, die seinen Tadel vollumfänglich bestätigen, die aus den Schützengräben zurückgekehrte Jugend: dort hat sie eben keine Manieren gelernt, bekennst sie led, und von den mittleren Jahrgängen, deren wohlgesegnete Ehrbarkeit die Welt schließlich in den Schützengräben gelandet hat, läßt sie sich keine Vorschriften machen; sie ist daran, sich Leben und Welt selber und besser zu gemmern! Das war 1921. Der ungeflümmte Erneuerungswang der zutiefst aufgewühlten Nachkriegsgeneration tobte selbstbewußt auch in den würdigen Blättern der „Times“. Heute freilich, nach 15 Jahren, muß man mit bitterem Gefühl befehlen, daß die stürmische Jugend von damals das Schicksal der Welt auch nicht besser gemeistert hat als ihre Väter.

Die Badehose allerdings hat sie nun auch an der englischen Küste durchgesetzt, den kurzen Rock für die Frauen und dann gar die „sports“, die kurzen Hosen, für Tennisspielerinnen und Radfahrerinnen, und das in der Vorkriegszeit fast unbekannte „hiking“ und „camping“, das gemeinsame Wandern und Zelten beider Geschlechter. Das Für und Wider zu alldem findet sich in den Briefspalten der „Times“.

Dann gibt es Wortgefechte um Worte, elegante Briefduelle um stilistische Feinheiten, schneidige Attacken gegen die Verhöhnung, Ver-

Der Gerichtsfall Jesu Christi

(C. C.) In dem Vorwort zu dem Buch: „On the Road“ sagt G. V. Shaw: „Nimm den Fall der Austilgung von Jesus Christus. Kein Zweifel, es sprachen starke Umstände dafür. Vom Standpunkt der Hohepriester aus war Jesus ein Steher und Betrüger. Die Kaufleute sahen in ihm einen Aufstiegsler und Kommunisten. Vom Standpunkt des Römischen Reiches war er ein Verräter. Der gesunde Menschenverstand sah in ihm einen gefährlichen Narren. Der Standpunkt der Philister, der immer ein sehr einflußreicher war, sah in ihm einen pfenniglosen Vagabunden, die Polizei einen Betrüger im Umherziehen Widerstand leistet, einen Betrüger, einen Beschützer von Prostituierten, einen Verleumdiger der Sünder und einen Lasterer der

Richter; und in seinen täglichen Begleitern sah sie Landstreicher, die Jesus zur Vagabondage verführt hatte weg von ihrer bürgerlichen Betätigung. Die Frommen sahen in ihm einen Sabbatbrecher, einen Leugner der Macht der Beschneidung und den Verfechter des strengen Ritus der Taufe, einen Freier und Säuser. Die Ärzte verabscheuten ihn als einen Angelegenen, der die Praxis ausübte, das Volk mit Quacksalberei heilte und dafür nichts begehrie.

Er war nicht der Anti-Christ; niemand hatte bis dahin von so einer Macht der Finsternis gehört, aber er war im Begriffe ein Anti-Rosos zu werden. Er war gegen die Priester, gegen die Gerichtsbarkeit, gegen das Militär, gegen die Geschäftswelt (er erklärte, daß es für einen reichen Mann unmöglich sei, ins Himmelreich zu kommen), und gegen alle Mächte, jeden einladend, er möge alle seine Macht lassen and ihm folgen.

Von jedem Standpunkt aus gesehen, von dem des Gesetzes, der Politik, der Religion, der herkömmlichen Sittlichkeit und der Verfassung war er der erbitterteste Feind der Gesellschaft dieser Zeit, den sie je vor die Gerichtsbänke gezerrt hatte. Er war in jedem Punkte der Anklage schuldig und noch in vielen anderen Punkten, die in die Anklage einzubeziehen seine Ankläger nicht den Wis hatten.

War er unschuldig, dann war die ganze Welt schuldig. Ihn freizusprechen, hätte heißen, die Zivilisation aufgeben und alle ihre Einrichtungen. Die Geschichte hat seinen Fall ausgetragen, denn kein Staat hat sich je auf seinen Grundstücken aufgebaut oder es möglich gemacht, nach seinen Geboten zu leben; jene Staaten, die seinen Namen angenommen haben, haben ihn nur als Aushängeschild, um imstande zu sein, seine Anhänger mehr gläubig verfolgen zu können.“

Hürotrafizierung, Amerikanisierung der Sprache. Vitamine und die vitalen Probleme des Hofenpadens, Schlaflosigkeit und Stottern, Golf und Stridet werden in den Briefen der Sammlung mit gleicher Sachkenntnis behandelt und neben Abhandlungen über große wissenschaftliche und weltanschauliche Fragen finden sich kulinarische Epistel, mit nicht geringerer Gründlichkeit und Liebe verfaßt.

Man lernt allerhand nützliche Dinge aus diesen gesammelten Briefen, die aus Londoner Klubs und indischen Garnisonen kommen, aus Oxford und Cambridge und den Salons von Mayfair. Vor allem aber lernt man — im Guten und Schlechten, im Lächerlichen und Zuspottierenden — die Geistesart der Kultur- und auch sonst gefäßigten Bourgeoisie kennen, die das Britische Weltreich beherrscht.

Wienerisches

In der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober fand in Wien eine große Luftschutzübung statt. Vorher erschien eine Kundmachung, in der verlautbart wurde, daß am 2. Oktober die Straßenbeleuchtung ab 17 Uhr 30 eingeschränkt, bzw. abgeblendet werde. Die Wiener waren nun sehr neugierig auf die Durchführung dieser Maßnahme, da nämlich — laut amtlichem Zindefalender — die Straßenbeleuchtung am 2. Oktober erst um 17 Uhr 50 Minuten aufzulassen hatte. Ihre Neugierde wurde leider nicht befriedigt, da im letzten Augenblick der Beginn der Übung von 17 Uhr 30 auf 23 Uhr verlegt wurde.

Auf einigen österreichischen Bahnhöfen findet man noch vom Frühjahr her stammende Werbeplakate Spaniens, auf denen unter anderem zu lesen ist: „Bu allen Jahreszeiten lächelt Ihnen Spanien aus tausend Antlitzern entgegen.“

Vor einigen Tagen fand in der Wiener Michaeler-Straße die feierliche Konsekration eines Dollfuß-Mars als errichtet wurde zum Dank für die wunderbare Errettung des Kanzlers gelegentlich des am 8. Oktober 1933 auf ihn verübten Revolver-Anstalts.

Am Schottentring befinden sich dicht nebeneinander zwei Feinstoffhandlungen, deren Spezialität gebratene Gänse sind. Ueber dem einen Laden prangt eine große Tafel mit der Aufschrift: „Das gut gebratene Gansl nur von Viel!“ Und oberhalb des andern Ladens prangt gleichfalls eine große Tafel mit den Worten: „Das besser gebratene Gansl nur von Deutsch!“ Mungo.

Max Winter, Hollywood:

15.000 Jahre vor Columbus

Bei den Höhlenmenschen von Nordamerika

Albert Einstein hat recht, daß alles relativ ist. Im Südwest-Museum von Los Angeles sind in einer Glasvitrine ein an beiden Seiten angebranntes Rohr, ein bemaltes, abgebrochenes rundes Stöckchen, eine Feuersteinspitze und der Dung eines Tieres zu sehen. Und diese Dinge und einige bearbeitete Stöcke und einige Knochen, aus denen das Rohr entfernt war, und Holzstohlenasche dazu zählen zu den größten wissenschaftlichen Schätzen des heutigen Amerika, denn alle diese Dinge sind bei Grabungen zu wissenschaftlichen Zwecken in einer Tiefe gefunden worden und in enger Gemeinschaft, so daß man das Alter dieser Lagerstätte ziemlich genau mit 15.000 Jahren bestimmen kann.

Fische, gepalene und bearbeitete Knochen, bemalte Stöcke können aber nur von Menschen stammen und das Tier, durch dessen untergeleiteten Dung sich der Forscher Ward A. Sarrington vom Südwest-Museum durcharbeiten mußte, ist das längst ausgestorbene Erdfaultier (Megaltherium), ein Riesentier von Elefantengröße, das sich auf seine sehr starken Hinterbeine aufstellte und von den hohen Zweigen der Bäume seine Blätternahrung holen konnte. Auch den Schädel eines solchen Faultiers fanden der Forscher und seine Helfer, das Skelett eines neugeborenen Faultiers und daneben das an beiden Seiten angebrannte Rohr, das als Fadel gedient hat. Auch das Skelett einer Klapperschlange, Knochen von Kamelen und längst ausgestorbenen Pferden wurden entdeckt, nur nicht auch Menschenknochen und doch ist durch die Funde der Nachweis erbracht, daß diese Zeit 15.000 Jahre zurückliegt, daß damals Menschen gelebt haben, und zwar auf einer ziemlich hohen Kulturstufe schon. Die Fadel, die Steinmesser, die bemalten und bearbeiteten Knochen und Stöcke und die Erfindung einer Speerschleuder weisen darauf hin, und endlich, daß diese Menschen mit dem Erdfaultier zusammengelebt haben müssen.

Man kennt den Menschen nicht, der in dieser Höhle — es ist die Gyps umhöhle in den Kalkfelsen der Fremontian Berge in der Südspitze Nevadas — gelebt hat und doch weiß man, daß er 15.000 Jahre vor unserer Zeit gelebt hat, daß er Enteder, Farbenhemler, Maler, Holzschneider war, daß er das Feuer hatte, Stein und Knochen bearbeiten gelernt hatte und daß er eine Speerschleuder erfand.

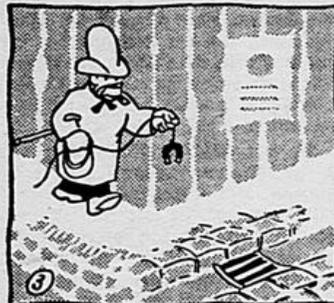
Die Forschung glaubt nicht, daß dieser Mensch auf amerikanischen Boden gewachsen ist, vielmehr, daß Vorfahren dieser Menschen auf dem Landwege von Asien nach Amerika gekommen waren. Die gefundenen Kulturzeugnisse weisen auf die spätere Eiszeit hin, auf das Solitärzeitalter. Diese schon ziemlich weit gekommenen Menschen wanderten — zwanzigtausend Jahre zurück — vom kalten Norden, förmlich auf der Flucht vor dem Eise, immer weiter und weiter, Wärme, Leben, Nahrung suchend, nach dem Süden. Auf dem Wege dahin kamen sie auch durch das Land des Salzsees, durch den

heutigen Staat Utah, wo ein Künstler dieser verschollenen Lage auf eine Felsklippe ein gar seltsames Tier zeichnete, so eine Art Flußpferd, und aus ähnlichen Zeugnissen und Knochen und Skelettfunden weiß die Wissenschaft heute, daß zur selben Zeit, zur Zeit dieser vorgeschichtlichen Völkerwanderung, dort, wo heute die vorbildlichen Autostraßen Nordamerikas das Land durchschneiden, Mammut lebten, Löwen, Säbeltiger, Kamele, Froschschuß- und Auerochsen (Bisons), Riesenbären und Riesentouille und vieles andere Getier, das ausgestorben ist oder von Klima und Mensch verdrängt, andere Weiden oder Jagdgebiete gesucht hat.

Wo heute Hollywood steht, lebten 20.000 bis 100.000 Jahre zurück die Säbeltiger, die ihre entsetzlichen messerscharfen Sauer tief in den Leib des überfallenen Tieres gruben und sein warmes Blut saugen. Dieses grausamste Tier, zugleich die Ragenart mit dem verhältnismäßig kleinste Gehirn, ist ausgestorben, aber noch sind in Hollywood die Asphaltkümpfe zu sehen, aus denen die Stadt Los Angeles zur Zeit, da Europa zum Weltkrieg auszog, die Skelette und Skeletteile von 2000 Säbeltigern allein holte und dazu Skelette von hundert anderen Tieren, auch von dem Riesentier jener Tage und der Kängururatte, die heute noch in den Büsten Südkaliforniens den Klapperschlanger als Nahrung dient.



Copyright P. L. & B. Bor © Copenhagen



Adamson ist erfinderisch